



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Das deutsche Volkslied**

**Götze, Alfred**

**Leipzig, 1929**

6. Untergang des Volkslieds?

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-72102](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-72102)

zerte, dabei trugen sie zu Weihnachten 1831 die „Stille Nacht“ im Gewandhaus vor, dort hörte sie Kantor Ascher von der katholischen Kirche und trug sie nach Berlin. König Friedrich Wilhelm IV. befahl, daß sein Domchor das Lied bei der Christfeier in der Schloßkapelle vortragen solle. Weil die Singweise vom vielen Abschreiben entstellt war, schrieben die Berliner Musiker um die rechte Weise nach Salzburg, der Brief kam an den erzbischöflichen Chorinspektor Michael Handn und der hatte zu allem Glück unter seinen Chorknaben den jüngsten Sohn des Lehrers Gruber. Durch diesen Zufall kam der Brief in die rechten Hände. Gruber säuberte die entstellte Weise und klärte den Ursprung des Lieds auf. Sein wundervoll bescheidener Brief ist die Grundlage unseres Wissens um das Lied geworden. Auch der früh verstorbene Dichter ist so vor Vergessenheit bewahrt geblieben; in unsern Tagen hat er sein Denkmal in Oberndorf erhalten.

Jetzt ist die „Stille Nacht“ in protestantischen Ländern so verbreitet, wie in katholischen. Ihr Ursprung ist denen, die sie singen, gleichgültig geworden. Die Urheber wären vergessen, hätte sich die ganze Entwicklung nicht in dem geschichtlich geweckten 19. Jahrhundert vollzogen. So ist ein geistliches Volkslied fast vor unsern Augen entstanden und geradezu ein Schulbeispiel des geistlichen Volkslieds geworden, zugleich doch auch ein wunderschönes Beispiel für den lebendigen Fortwachs der Gattung, für das gesunde, frische Leben, das gerade im Weihnachtslied uns entgegenklingt.

## 6. Untergang des Volkslieds?

**Ü**ber dem Volkslied unserer Tage schweben düstere Prophezeiungen. Immer wieder wird die Klage laut, daß es einem raschen Verfall, ja seinem Untergang entgegengehe. Jeder kann sich leicht selbst Erfahrungen darüber verschaffen. In den großen Städten und ihrer nächsten Umgebung ist ja leider gar kein Zweifel: soweit das Leben gewerblich bestimmt ist und die Menschen gar so geschäftig geworden sind, ist es aus mit dem bodenständigen Volksgesang aus der Tiefe. Aber auch wenn man aufs Land hinaus geht oder in eine stillere Kleinstadt — mir ist derartiges in mittleren Städten Badens mehrfach entgegengetreten — kann man von alten Leuten ziemlich regelmäßig die Klage hören, die Jugend singe die alten Lieder nicht mehr, und was etwa

gesungen werde, sei neumodischer Singsang, sei nichts wert, sei kein Volkslied mehr und dergleichen. Die alten Lieder aus der Jugend des Gewährsmanns seien vergessen. Dazu ist sogleich zu bemerken, daß die Lieder der Erinnerung nach der jetzigen Vorstellung des Gewährsmanns alt sind. In seiner Jugend mochten sie eben auch jung sein. Alterspessimismus und einige Unklarheit über den Begriff des Volkslieds mögen hier bisweilen mitsprechen. Seltsam, daß es im Altertum auch schon so war: immer wieder hört man bei Griechen und Römern: „Die alten Lieder gehen unter“. In unseren Tagen, beim gebildeten Kleinstädter, laufen solche Klagen parallel mit den anderen über den Verfall der Mundart. Im badischen Lahr heißt es: „Was die jungen Leute sprechen, ist ja längst keine Mundart mehr. In meiner Jugend hatten wir eine Eierfrau, die sprach noch echtes Alemannisch“. Oder in Freiburg im Breisgau konnte man hören: „Ja, der Vergolder Reichenstein in der Herregaß, das ist noch der letzte, der echtes Freiburgisch spricht“. Seitdem sind der Vergolder Reichenstein und die Lahrer Eierfrau längst gestorben, aber die alemannische Mundart lebt heute noch so unverfälscht wie je. So wenig wie die Prophezeiung vom Untergang der Mundart werden wir den Satz vom Untergang des Volkslieds ungeprüft hinnehmen dürfen. Denn er ist nicht unwidersprochen geblieben, und namentlich spricht dagegen, daß ein jedes Jahr neue, reichere Volksliedsammlungen bringt mit Liedern aus der Tiefe des Volks, von denen bisher niemand außer der engeren Landschaft etwas geahnt hatte. Die widersprechenden Ansichten verraten deutlich genug, daß hier, im Schicksal des Volkslieds in der Gegenwart, ein Problem liegt, mit dem wir fertig werden müssen.

Schon in den älteren Schriften über das deutsche Volkslied ist kaum eine Klage so verbreitet wie die, das Volkslied sterbe aus. Der junge Goethe sammelt als Straßburger Student 1771 elsässische Volkslieder und schreibt dazu an Herder:<sup>101</sup> „Ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus denen Kehlen der ältesten Mütterchen aufgehascht habe. Ein Glück! denn ihre Enkel singen alle: Ich liebte nur Ismenen“ — das heißt: das junge, modische Rokokolied hat bei dem jungen Geschlecht das altheimische Volkslied verdrängt. Das Goethische Muster eines Modelieds ist seitdem längst verklungen, es ist der „Großmütige Liebhaber“ von Graf Schliesen und erst

<sup>101</sup> Weim. Ausg. IV 2, 1.

kurz vor 1766 entstanden.<sup>102</sup> Ganz im gleichen Ton läßt Goethe 1775 in Claudine von Villa Bella den alten Gonzalo klagen: „Ich sage immer: Zu meiner Zeit war's noch anders; da ging's dem Bauern wohl und da hatt' er immer ein Liedchen, das von der Leber wegging und einem 's Herz ergözte“. Solche Anschauungen haben sich bei Goethe festigen können im Meinungs-  
tausch mit Herder, der sich in den Blättern von deutscher Art und Kunst<sup>103</sup> zu ganz entsprechenden Überzeugungen bekennt: „Ließen wir uns angelegen sehn, jeder in seiner Provinz sich nach solchen Provinzialliedern des Volks umzusehen und wenigstens ihren Rhythmus, ihren dramatischen Gang und ihre Stärke der Sprache noch eben zu einer Zeit abzumerken, da der Rest derselben mit einer täglich verbreiterten Kultur sich zum letzten Untergange neiget!“

So beginnt die Bemühung um das deutsche Volkslied mit der Klage über seinen Untergang, und diese Klage ist in den 150 Jahren seither nie ganz verstummt. Während die gesunden, klaren Ansichten Goethes von Begriff und Wesen des Volkslieds durch die Romantik zurückgedrängt wurden, so daß man sie in unsern Tagen von neuem hat entdecken müssen, ist seine Klage über den Untergang des Volkslieds nicht vergessen worden, ja man hat diese Klage, die schon für elsässische Verhältnisse zu düster war, gar noch verallgemeinert. Böckel schließt sein bekanntes Buch „Psychologie des Volkslieds“ mit einem Kapitel „Das Verschwinden der Volkslieder“ und stellt darin den Leitsatz auf: „Welt und Menschen sind anders geworden, deshalb muß das Volkslied aussterben“. Er stellt aus vielen deutschen Landschaften, aus der Altmark, aus Hessen, dem Vogtland, Egerland, Kärnten, Salzburg, der Gottschee, die Klagen der Sammler zusammen, fügt Zeugnisse von unsern germanischen Nachbarn und von allen romanischen Völkern hinzu, dehnt seine trübe Betrachtung über ganz Europa aus und läßt zum Schluß über die ganze Kulturwelt seinen Pessimismus wehen, wie den Herbstwind über ein Stoppelfeld. Und man sollte wirklich meinen, das heutige Volkslied sei ein hoffnungsloses Stoppelfeld, wenn man die Klagen ringsum hört. Denn Böckel steht durchaus nicht allein mit seiner Schwarzseherei. Aus Gebieten, die er noch gar nicht nennt, wo er also das Volkslied für noch ungefährdet hält, stellen sich die gleichen

<sup>102</sup> Text bei Wustmann 265.

<sup>103</sup> Suphans Ausg. 5, 190 (1773).

Klagen ein, sehr bedeutsam aus der deutschen Schweiz. Böckel wußte, als er 1906 schrieb, noch nichts davon, aber im gleichen Jahr hat Gaßmann im Wiggertal zwischen Olten und Luzern Volkslieder gesammelt, er rühmt die Sangeslust, die dort bis vor zwei oder drei Jahrzehnten herrschte, dann aber geht sein Vorwort sogleich in die Klage über: „Heute ist der Volksgesang im Absterben begriffen, und ein Volkslied nach dem andern verstummt. Wenige dieser Lieder sind bisher aufgezeichnet worden. Die andern fristen unter dem Volke ein mehr oder weniger kümmerliches Dasein, bis endlich der ganze Schatz der Volksmuse begraben liegt. So ist es im Wiggertal und Hinterland und so auch in vielen anderen Gegenden.“ Gaßmann denkt mit diesen letzten Worten zweifellos zunächst an die deutsche Schweiz, und in der Tat wird von dort in den folgenden Jahren seine Klage bestätigt. Grolimund hat 1910 Volkslieder im Kanton Solothurn gesammelt, er leitet seine wunderhübsche Sammlung ein: „Als der Großvater die Großmutter nahm, wurden diese Lieder gesungen in meiner engern Heimat, dem solothurnischen Schwarzbubenland, von der damals lebenden sangesfrohen und liederreichen Generation, die nun schon lange im Grabe schlummert. Heute sind dort die alten, heimeligen Volkslieder fast ganz verschollen und was die jungen Generationen noch davon wissen, sind höchstens schwache Erinnerungen, lose, unzusammenhängende Fragmente, die von ihrer Eigenart in Text, Melodie und Vortragsweise gerade das Charakteristische eingebüßt haben.“ So im Eingang von Grolimunds Vorwort, und ein paar Seiten später: „Aber ihre (der Alten) Lieder — sie wurden meist zwei- oder dreistimmig gesungen — dürfen nicht untergehen. Manches freilich ist während den vielen Jahren, in denen ich sie nicht mehr gehört habe, vergessen. Nicht so die Melodien, aber Lieder ohne Worte hätten ja doch keinen Zweck: was und wie gesungen wurde, gehört zusammen und darf nicht getrennt werden.“ Dieser Untergang der Texte bei Erhaltung der Weisen ist höchst beachtenswert als eine erste Erscheinung, die uns warnen muß, ein Urteil in diesen Dingen vorschnell zu verallgemeinern. Denn offenbar finden wir damit in Solothurn einen Ausnahmezustand vor, wie er sich nur an der Grenze des Sprachgebiets einstellen kann. Die Weisen gehen über die Sprachgrenze hinüber und sind nicht gefährdet auch da, wo die Bevölkerung zweisprachig wird oder ganz zum Französischen übergeht. Daß man aber auch davor

sich hüten muß, Grolimunds Schilderung oder die Gafmanns auch nur auf die ganze deutsche Schweiz auszudehnen, kann eine dritte Stimme von dort lehren, die sich in erfreulichen Widerspruch zu den übrigen stellt. Alfred Tobler hat 1903 das Volkslied im Appenzeller Land gesammelt, er kann seine Heimat rühmen: „Schließlich bemerke ich noch, daß unser Appenzellerländchen im Schweizerland und im Württembergischen als die Wiege, die alte Warte des volkstümlichen Gesanges, als der singende schweizerische Dorort anerkannt wird.“ Mit berechtigtem Stolz hebt er hervor, daß die kantonalen und eidgenössischen Sängerkreise ihre Wurzeln im Appenzell haben. So erhalten wir völlig entgegengesetzte Bilder aus Landschaften, die nur ein paar Eisenbahnstunden weit voneinander liegen. Aber im Übergewicht sind doch auch in der heutigen Schweiz die trüben Berichte. An der anderen Grenze des deutschen Sprachgebiets lautet das Urteil noch eindeutiger, in Holland. Hermann Felix Wirth hat 1911 ein Buch geschrieben über den Untergang des niederländischen Volkslieds, und man braucht nur den Titel zu nennen, um zu wissen, wie es nach dem Urteil dieses Kenners in Holland mit dem Volkslied steht. Was aber zwischen den beiden Grenzen liegt, läßt nichts Erfreulicheres erwarten: wo wir aus den letzten Jahren nüchtern kundige Nachrichten bekommen haben, klingen sie beklagenswert oft ungünstig.

Aus den Klagen der Sammler und der praktischen Freunde des Volkslieds haben nun die Theoretiker ihr Urteil gezogen, sie sind gleich trüb gestimmt und sehen ihre Aufgabe darin, Gründe für den traurigen Befund zur Stelle zu schaffen, den die Sammler vor ihnen ausbreiten. Karl Doreksh hat in einer vielbeachteten Arbeit<sup>104</sup> die Entwicklung so dargestellt, als ob Kunstlied und Gassenhauer der Gegenwart das alte Volkslied zwischen sich nähmen und erdrückten. Schule und Gesangsverein auf der einen Seite meinen das Volkslied zu pflegen, aber wenn sie „O Täler weit, o Höhen“ vierstimmig singen lassen, so bedeute das vielmehr das Ende des alten Volkslieds. Von Tingeltangel, Leierkasten und Tanzmusik andererseits verbreiten sich die ödesten Gassenhauer mit einer Schnelligkeit und dann herrschen sie in einer Breite, daß für das Volkslied keine Luft zum Leben mehr bleibe. Pessimistisch denkt auch Georg Schläger über die Zukunft des Volkslieds. Er hat 1899 mit Adolf Bartels einen Gang in

<sup>104</sup> Preußische Jahrbücher 77 (1894) 193 ff.

Sachen des Volkslieds getan und abschließend in einer Reihe vorzüglicher Leitsätze seine Ansicht entwickelt.<sup>105</sup> Da heißt es denn zu unserer Frage: die produktive Zeit für das Volkslied sei vorüber, man zehre wesentlich vom überkommenen Besitz und was an Liedern gebildeter Verfasser neu ins Volk gelange, finde keine recht organische Aufnahme mehr. Ein dritter Eideshelfer Böckels ist der jüngst verstorbene Julius Sahr. Er hat in zwei Bändchen der Sammlung Göschens das deutsche Volkslied behandelt, mehr andeutend als erschöpfend, auch nicht immer kritisch, aber kundig und stets geschmackvoll. Er geht dort über Böckel und die andern noch hinaus und begnügt sich nicht, dem Volkslied jede Zukunft abzustreiten, sondern schon im 17. und 18. Jahrhundert sieht er nichts mehr als ein langsames Hinsterben des weltlichen Volkslieds. Er denkt darin wie Franz Magnus Böhme, der sein Altdeutsches Liederbuch vom 12. bis zum 17. Jahrhundert führte, d. h. bis dahin, wo nach der Meinung des Herausgebers das deutsche Volkslied abstarb.

Ganz allgemein läßt sich nun so viel sagen: grundlos kann eine Ansicht gewiß nicht sein, die so viele gute Kenner und Beobachter von so verschiedenem Standpunkt aus seit mehr als hundert Jahren immer wiederholen und zwar mit einer in solchen Dingen ungewohnten Einstimmigkeit. Wiederum kann die Ansicht Böckels doch auch nicht uneingeschränkt gelten, mindestens gegen die meisten seiner Erwägungen lassen sich Gegeninstanzen ins Feld rücken. In Dutzenden von Sammlungen wiederholt sich die Klage, daß nur die ältesten Mütterchen im Land dem Sammler die alten Lieder noch hätten singen können, indessen die Jugend dem Volksgesang entfremdet sei. So erzählt es Goethe 1771 vom Elsaß — inzwischen hat dort reichlich hundert Jahre später Kurt Mündel Volkslieder gesammelt, und während Goethe ein Duzend alter „Balladen“ gefunden hat und damit alles gibt, was er hat, teilt Mündel 256 Lieder mit und bietet dabei diese Fülle nur als eine enge Lese aus sehr viel größeren Sammlungen. Nun können doch auch die ältesten Mütterchen nicht ewig leben, und Mündels Gewährsleute waren noch gar nicht geboren zur Zeit, da die Goethischen ausstarben. Auch die Gattung der vielberufenen alten Weiber wächst stetig aus jüngeren Geschlechtern nach und ganz reißt der Faden der Überlieferung nicht so leicht ab, auch nicht in unserer Zeit, die so gern schnellebig genannt wird

<sup>105</sup> Kunstwart 12 II 352.

und dabei doch genau so schnell und genau so langsam lebt, wie jedes Geschlecht vorher oder nachher.

Auch in anderen Grenzgebieten der deutschen Sprache ist seit den Tagen Herders und Arnims immer neu gesucht und gesammelt worden: die Ergebnisse sind nicht dürftiger geworden, wie man nach jener Voraussetzung meinen sollte, sondern im Gegenteil mit jedem Jahrzehnt reichlicher. Wo Arnim hundert Lieder vorlegen konnte, kennen wir jetzt tausende. Allein aus Deutsch-Böhmen bringen, um ein gerade jetzt schwer umkämpftes Stück deutschen Sprachbodens zu nennen, Hruschka und Toischer zweitausend Volkslieder aus lebendigen Quellen bei — seit dem Erscheinen ihrer Sammlung 1891 sind wir darüber belehrt worden, daß die beiden den Schatz deutsch-böhmischer Volkslieder längst nicht ausgeschöpft haben. Neue, amtlich unterstützte Sammlungen unter Adolf Hauffens Leitung haben bis 1906 über 12 000 bisher ungedruckte Lieder und Sprüche neu zutage gefördert, die jetzt in Prag des Drucks harren. So hat es mit dem Aussterben des Volkslieds in Deutsch-Böhmen gute Wege: diese Landschaft ist vielmehr unstreitig an die erste Stelle im gesamten Volksgesang deutscher Zunge zu rücken. Eine glückliche Bodengestalt, ein freundliches Klima, die Siedlungsverhältnisse und der lebhafteste Verkehr, eine bewegte geschichtliche Vergangenheit und die stark ausgeprägte Heimatliebe des begabten Volksstamms, gestählt durch den langen Kampf mit dem zähen, volksfremden Gegner, haben eine Sangeslust groß gezogen, die sich in einem unvergleichlichen Reichtum volkstümlicher Dichtung ausprägt.

Aus der deutschen Sprachinsel Gottschee in Krain hat Schröder 1867 dreißig Volkslieder zusammengebracht, fast dreißig Jahre nach ihm hat der eben genannte Adolf Hauffen von neuem zu sammeln begonnen und ist an der gleichen Stelle auf mehr als die fünffache Zahl gekommen. Solche Zahlen beweisen doch mindestens, daß jenes trübe Urteil so allgemein nicht einmal für die Gegenwart gilt. Der Verdacht läßt sich nun schon aus unseren bisherigen Erfahrungen begründen, daß in unserer Frage die Sucht, vorschnell zu verallgemeinern, zu schiefen Ergebnissen geführt hat. Wir lernen doppelt, uns vor solcher Verallgemeinerung hüten, wenn wir an einem besonders lehrreichen Punkt tiefer in die Einzelheiten hineinblicken und lernen, wie gewaltig verschieden die Voraussetzungen schon auf engem Raum sein können. Der Böhmerwald, das Scheidegebirge zwischen Bayern und Böh-

men, ist in Aufbau, Landesart, Bevölkerung und Kultur so klar einheitlich, wie eine mitteldeutsche Landschaft nur sein kann: ein rauhes Gebirge mit dürftigem Boden, darauf Wald ohne Ende, von dem die Bevölkerung wesentlich lebt. Das Volk bayrisch mit allen unverkennbaren Merkmalen dieses uralten Menschenschlags, nach Osten klar abgeschnitten gegen die Tschechen, mit denen kaum eine sprachliche Verständigung möglich ist, von Commercium und Connubium ganz zu schweigen. Jedem, der einmal im Böhmerwald gewandert ist, haftet dieses scheinbar völlig einheitliche Bild mit klaren Zügen unverrückbar in der Seele. Aber wie mannigfach verschieden sind die Voraussetzungen für Leben und Vergehen des Volkslieds schon auf diesem einfachen Boden! 1908 hat Jungbauer im Böhmerwald Volkslieder gesammelt; die ausführliche Einleitung seines Liederbuchs gehört mit zum besten, was über das lebende Volkslied geschrieben ist. Sachgemäß fragt Jungbauer nach den heutigen Trägern seiner Lieder und setzt zunächst auseinander, daß es der Großbauer nicht ist: er läßt sich lieber ein Lied vorsingen, als daß er selber sänge. Der Bauer ist an Haus und Scholle gebunden, sein Hof ist in der Regel mit Schulden überhäuft, Zinsen, Steuern und Sorgen machen ihm das Leben schwer und von Sangeslust ist kaum die Rede. Die Kinder werden hart und streng erzogen, die orthodoxe Kirche wirkt hier einmal — auch dieses Urteil werden wir uns hüten zu verallgemeinern — liederfeindlich. Träger des Volkslieds sind vielmehr die kleinen Leute, die Häusler, Einlieger, Handwerker und ihre Kinder. Sie haben kein eigenes Haus, dafür aber auch keine Hypothek darauf, sie verfügen über keinen Grundbesitz, sind darum aber auch nicht an die Scholle gefesselt: ohne verantwortliche Teilnahme an den schweren Sorgen des Lands bewahren sie sich ein viel regeres und leichteres Blut, das Wanderleben hält ihren Blick offen, die Nähe von ihresgleichen belebt ihre Geselligkeit und die Freude daran, indes der Großbauer in stolzer Einsamkeit auf seinem Hof sitzt.

In jenen niederen Volkskreisen herrschen somit für das Volkslied günstige Bedingungen, zumal in den Landstrichen mit leidlichem Boden, breiten Tälern und den nötigen Voraussetzungen für eine dichtere Besiedlung. Jungbauer nennt als ein solches Gebiet die Gegend von Kalsching, Oberplan und Prachatitz: bei ertragfähigem Boden sind hier die Erwerbsverhältnisse leidlich, und so haben die drei Bezirke auch eine gute Volksliedernte geliefert. Südlich von Prachatitz liegen die Bezirke Grazen, Kaplitz

und Krummau, von ihnen hat nur ein Teil des Bezirkes Krummau guten Boden, aus den übrigen Gegenden wandern die Männer, die keinen eigenen Hof bewirtschaften, mit ihren erwachsenen Söhnen meist als Maurer den ganzen Sommer über fort, im Winter leben sie dann von ihren Ersparnissen im Heimatdorf. Stimmung und Boden für das Volkslied wären hier schon gegeben, aber was die Männer außer den Spargroschen aus den großen Städten mitbringen, ist meist nicht viel Gutes: über Liedern von zweifelhaftem Wert, Gassenhauern und Operettenmelodien vergessen sie ihre Volkslieder, und der anspruchsvolle Klang übertönt das wertvollere Volkslied schließlich auch in diesen Böhmerwalddörfern. Hier ist also kaum noch Boden für das Volkslied. Noch verzweifelter sind die Verhältnisse nördlich von Kalching. Da liegen die Bezirke Winterberg und Bergreichenstein, wie schon die Namen sagen, weiter in das Gebirge vorgeschoben, mit ganz geringem Boden, die Bevölkerung so arm, daß sie in heller Flucht zur Industrie übergeht und in Kohlenbergwerken, Graphitgruben und Holzstoffabriken ihr Brot sucht. Der Industriearbeiter in solcher Lage vergißt aber den ländlichen Frohsinn und mit ihm die Lust zum Gesang. Auf den Feldern sieht man dort nur die Greise und ein paar Frauen das bißchen Arbeit tun, für das Volkslied ist schlechterdings nichts mehr zu holen. So finden wir in nächster Nachbarschaft drei völlig verschiedene Typen nebeneinander — es ist völlig unmöglich, mit einem allgemeinen Urteil auch nur den Verhältnissen einer Landschaft gerecht zu werden, selbst wenn es sich um genau die gleiche Zeit handelt und selbst wenn diese Zeit die liebe Gegenwart am hellen Licht des Tages ist. Dabei hat man mit dem einen Schlagwort „Untergang des Volkslieds“ einen ganzen langen Zeitraum treffen wollen, die Zeit mindestens von Goethe bis jetzt.

Streng genommen ist sogar die Geltung, die das Schlagwort beansprucht, noch breiter, denn jene Klage über den Verfall der Volkslieder ist viel älter als Goethe. Johannes Adolphi, genannt Neokorus, der als Pfarrer von Büsum 1598 seine Chronik des Lands Dithmarschen schrieb, fügte ihr ein Kapitel ein: „Von Natur, Geschwindigkeit, Poeterie, Singen, Dantzen der Dithmarschen“, und darin kommt Neokorus<sup>106</sup> auch auf die alte Sangeslust seiner Landsleute zu sprechen. Von dem Lob der Begabung und des Liederreichtums der alten Dithmarschen geht er

<sup>106</sup> Dahlmanns Ausgabe I 176.

rasch über zur Anklage der Jungen: „Help Gott, wo mannigle flehliche schone gesenge an wort und wisen, ach wo vele, sonderlich der olden leder, sin undergangen, de uns so untellicher hendel underrichten konden ... wen noch etwes bi etlichen im gedechtniss, werth lichtlich vorgeten edder is unbekannt, sintemal men in etlichen karspeln solcher gesenge beginnt to entsehen und schemen, welches ehm billich eine ehre und rhom, dar it metigen und na gelegenheit gebuket worde. Se scholden sick vehle mehr ehres hochfardes, stoltes, avermodes, unmeticheit, unart, unkuschen wesendes und wokerlichen handels schemen, deren sick ehre vorfahren gemetigt und solche lust, vrolicheit und frundtliche bescheidenheit darvor gebuket und int werk gestellet.“ Neokorus spricht geflissentlich als Historiker: er bedauert den Untergang alter Volksballaden geschichtlichen Inhalts, die er sonst als Quellen hätte brauchen können. Er sieht auch ganz richtig, warum die alten Lieder vergessen sind: „dorch Veelheit der nien“ ... „wo dan de Minschen gemeinlich Lust to nien Dingen hebben.“ Damit hebt er aber im Grund die Klage wieder auf, die er eben vorher über den Untergang des Volkslieds anstimmt, er bestätigt vielmehr, was er leugnen will: die lebendige Triebkraft und den Reichtum des dithmarsischen Liedes seiner Tage. Dazu stimmt dann auch aufs Beste der heutige Befund aus jener Landschaft, die reiche Volksliederernte, die unter den Gauen Holsteins gerade Dithmarschen gebracht hat.

Aber selbst für die Gegenwart noch ist der Pessimismus in solcher Verallgemeinerung unberechtigt. Nicht einmal Schlägers Ansicht, daß die Gegenwart nur mit altem Gut schalte und die Gattung nicht mehr weiterbilde, ist, so allgemein gefaßt, richtig. Gegeninstanzen aus neuester Zeit stehen zur Verfügung. Die Kriege von 1870/71 und 1914/18 haben eine Liederdichtung hervorgebracht, die größtenteils aus den Tiefen des Volks stammt und dort bodenständig geblieben ist. Radfahrkunst, Wanderlust und Wintersport entwickeln neuerdings eine Dichtung, aus der vor unsern Ohren neue Volkslieder zum Gemeinbesitz heranreifen. Das bedeutet aber auf jedem dieser jüngsten Gebiete lebendige Triebkraft und für das Ganze mindestens eine Richtung des Fortgangs, die zu jenen Klagen schlecht passen will.

Und damit ist es für uns an der Zeit, der grundsätzlichen Begründung jener Klagen einmal schärfer auf die Nähte zu sehen.<sup>107</sup>

<sup>107</sup> Zum Folgenden E. Lehn, Elsassische Monatschrift Bd. 3, S. 573 u. 633ff.

Otto Ernst schreibt in seinem Roman „Semper der Jüngling“ (1908) S. 211: „Gedanken können Gedanken töten, niemals aber unsterbliche Lieder und Gestalten. Und selbst wenn die Lieder und Träume vergangener Zeiten erfrieren müßten in der kalten Gipfelloft verwegenster Gedanken, das Herz wird immer wieder blühen, sonst wär' es kein Herz. Aber sie erfrieren nicht, die alten Blüten und Früchte!“ Mit diesen Worten lehnt ein Dichter die Besorgnis ab, die heutige Weltanschauung, der einseitige Kult des Verstandeslebens könne dem Volkslied ans Leben greifen, und schließlich soll man in Sachen des Lieds wohl auch den Dichter als Sachmann gelten lassen. Nun haben sich freilich in der Frage nach dem Untergang des Volkslieds mit den Laien gerade auch die Sachleute nur zu gern von ihrem Gefühl leiten lassen, sonst wären wohl die Antworten nicht so grundverschieden ausgefallen, sonst wären die Scheingründe für den nahen Untergang des Volkslieds nicht so leicht zu widerlegen. Die alten Wanderlieder der Handwerksburschen sollen vergessen sein, „seitdem aus der Wanderschaft meist eine Eisenbahnfahrt geworden ist“. Soll etwas so Äußerliches wie die Eisenbahn einer seelischen Großmacht, wie es der Gesang unbestritten ist, wirklich ernsthaft Schaden können? Und wenn das wirklich wäre, so ist doch trotz Eisenbahn und allen vorzüglichen Verkehrsmitteln zu keiner Zeit so viel gewandert worden, wie gerade jetzt, nur ist die Wanderlust in andere, höhere Kreise gestiegen, von den Handwerkern zu der heranwachsenden Jugend der gebildeten Stände, und die wandert nicht schwunglos auf der Walze von Stadt zu Stadt, sondern draußen in freier Natur durch Berg und Tal, was gerade dem Volkslied ganz besonders zuträglich sein soll. Wenn also das Volkslied in Leben und Vergehen an die Wanderlust gebunden sein soll, dann lebt es sicherlich. Oder das moderne Vereinsleben soll dem Volkslied den Gnadenstoß gegeben haben. Da darf man doch fragen, ob die Zünfte und Innungen des späteren Mittelalters nicht auch Vereine waren, ob sie nicht das Leben des Mittelstands in den Städten, der kleinbürgerlichen Kreise, viel unbittlicher umfaßten, als jetzt Gesang- und Turnverein, ob denn nicht der Meistergesang, den jene Zünfte von Amts wegen pflegten, dem Volkslied schon vor drei oder vier Jahrhunderten hätte den Garaus machen müssen — der Meistergesang, der zeitlich wie örtlich gerade mit einer hohen Blüte unseres Volkslieds zusammenfällt! Oder die soziale Not unserer Tage, die Hast und Sorge

des heutigen Lebens, Bedrängnis, Unruhe, Verworrenheit sollen dem Volkslied schaden. Aber das 15. und 16. Jahrhundert, die klassische Blütezeit des deutschen Volkslieds und die Zeit seiner breitesten Geltung, können es an Ungunst der staatlichen und sozialen Verhältnisse in Deutschland, an Unrast des wirtschaftlichen und geistigen Lebens, an schwerer Bedrängnis von außen und innen mit unserer vielangefochtenen Gegenwart reichlich aufnehmen. Und dennoch waren es so recht eigentlich die Volksliedjahrhunderte der Deutschen. Wenn ferner im 17. Jahrhundert nicht einmal der dreißigjährige Krieg das Leben des Volkslieds hat knicken können, dann ist wahrlich nicht abzusehen, warum gerade unser 20. Jahrhundert ihm unbedingt den Garaus machen soll. Darin liegt eben die Schwäche aller dieser Beweisversuche, daß sie von außen her, von grob äußerlichen Gegebenheiten aus einer so ausgesprochen innerlichen Macht beikommen wollen, wie es die seelischen Voraussetzungen des Gesangs für alle Menschen sind.

Dabei ist gerade für die breite Masse das Lied Äußerung des Seelenlebens im tiefsten Sinn. Für den Gebildeten mag das einfache Verhältnis zwischen seelischen Voraussetzungen und Lied gelegentlich aufgehoben sein. Der kunstgeschulte Sänger singt wohl auch einmal, wenn es ihm eben nicht darum zu Mut ist. Für das Volk ist das Lied unbedingt und stets geradliniger Ausfluß seiner Seelenverfassung; alle künstlichen Bedenken fangen nicht diesen urwüchsigen Verhältnissen gegenüber. Mit dem gleichen Recht könnte man weisagen, im Zeitalter der Maschinen und Großstädte würden die Buben und Mädchen schließlich aufhören, einander zu lieben. Hier empfindet jeder sofort das lächerlich Unmögliche des Versuchs, innerstes Seelenleben von grob äußerlichen Zuständen abhängig zu machen. In der Frage des Volkslieds ist aber die Annahme derartiger Zusammenhänge kaum minder lächerlich.

Es scheint eine richtige Beobachtung zu sein, daß sich bestimmte Kreise unseres Volks dem Volksgesang im alten Sinn zu entfremden beginnen. Die Klagen über den Untergang des Volkslieds sind zu häufig, zu hartnäckig und zu verbreitet, als daß sie völlig grundlos sein könnten. Zu fragen bleibt aber zunächst, ob sich nicht etwa nur der Liederschatz ständig ändert, ob nicht bloß alte Lieder verschwinden und durch neue ersetzt werden. Aber selbst, wenn hier und da nichts Neues an die Stelle treten

sollte, wenn das Volkslied wirklich vor Gewerbe und Bildung im Rückzug ist, haben wir dann Ursache, deshalb, wie so oft geschieht, an unserm Volk zu verzweifeln, den Untergang der Kunst und damit alles idealen Sinnes in jenen Schichten zu befürchten und sofort alle jene breiten Massen verloren zu geben, die die Stadt einschluckt und damit der alten, nur auf dem Lande möglichen Überlieferung entrückt? Darüber zu jammern hat keinen Sinn. Gewiß: wir wollen das Alte mit Hingabe sammeln, wir wollen es wissenschaftlich erforschen, und nicht nur das: wir wollen uns gern auch mit der Tat mühen, daß so viel Schönheit nicht vor der Zeit untergehe. Aber wir wollen (wie es Friedrich Panzer so schön ausgedrückt hat) nicht fordern, daß sich die Freude von heute und morgen immer wieder in das Gewand von gestern kleide. Wir wissen nicht, in welchen Formen die Dichtung unserm Volk in künftigen Jahrhunderten erscheinen wird. Aber das ist zu hoffen: dem deutschen Volk, das durch die zweitausend Jahre seines geschichtlichen Lebens gesungen und geklungen hat, wird es auch in künftigen Zeiten an Liedern nicht fehlen. Die ganze Völkerpsychologie kennt kein Volk ohne Liederdichtung, damit ist der Behauptung vom Untergang des Volkslieds der wissenschaftliche Boden entzogen.

Aber auch die Einzellerscheinungen, die die Schwarzseher geltend machen, lassen sich widerlegen. Eine wichtige Vorbedingung des Volkslieds ist ja immer und überall das gute Gedächtnis der Sänger und Sängerinnen. Daß deren Gedächtniskraft in unsern Liederkreisen abnehme, ist nicht zuzugeben. Wohl überläßt der Bildungs- und Tintenmensch unserer Tage vieles dem Papier, was man früher gedächtnismäßig festhalten mußte. Damit wird sein Gedächtnis entlastet und in der Folge notwendig schlechter, wie ein Magnet, dem man nichts zu tragen gibt, schließlich die Kraft verliert, überhaupt etwas zu tragen. Aber dicht neben den Gebildeten wohnt heute noch ein Geschlecht, dem Papier und Tinte nicht so leicht ins Haus kommt. Dort hält sich mit der alten Mündlichkeit eines jeden Verfahrens auch die alte Gedächtniskraft des Naturmenschen auf erstaunlicher Höhe. Böckel<sup>108</sup> stellt Zeugnisse dafür zusammen, auch noch für das deutsche Volk des 19. Jahrhunderts. Der Freiherr von Ditsfurth hat in Franken manche Sängerinnen aus dem Volke gefunden, die weit über hundert Lieder auswendig wußten, und Adolf Hauffen bestätigt

<sup>108</sup> Psychologie der Volksdichtung 154 f.

seine Beobachtung für die Gottschée. Aus Anhalt-Dessau berichtet Siedler: „Einhundert Lieder zu wissen, ist keineswegs eine Seltenheit“, im Vogtland hat Dunger von einem Bauernknecht 80 Lieder nacheinander aufgezeichnet, Ernst Richter nennt 1842 in seinen Schlesischen Volksliedern ein Landmädchen aus der Umgebung Breslaus „ein wahres Volksliederbuch“, so sicher und so vollständig beherrschte sie Texte und Weisen ohne Ende. Solche Gedächtniskraft wohnt aber auch heute noch mit uns zugleich in Ländern deutscher Zunge, unter Umständen dicht neben höchster Kultur und Bildung. Das erstaunlichste Beispiel dieser Art bringt in einem sehr beachtenswerten Aufsatz Wackernell bei.<sup>109</sup> Wir haben seit 1905 ein ausgezeichnetes Buch über die Sprachinsel Lusern in Südtirol, verfaßt von Pfarrer Josef Bacher. Er hatte eine alte Mutter, und sie hat ihm nicht weniger als 264 zum Teil sehr lange Lieder in die Feder gesungen. Dabei war die Frau 79 Jahre alt und 17 Jahre von ihrer Heimat entfernt. Von solchen Kennerinnen, deren Gedächtniskraft unbeirrt von fremden Einflüssen und zersplitternden Interessen das alte Liedergut festhält, darf auch die Zukunft noch viel erwarten.

Gerade die Sprachinseln widerlegen auch Sahrs Ansicht, im 17. und 18. Jahrhundert sei das Volkslied nach hoher Blüte beinahe ausgestorben. In der Gottschée, in Lusern und Siebenbürgen, im mährischen Kuhländchen lebt mit der alten Mundart auch das Volkslied aus alter Zeit fort in ungebrochener Entwicklung, die keiner Epoche vollständigen Niedergangs dazwischen Raum läßt. Was heute da ist, trägt die Spuren hundertjährigen Alters an sich. Eine Berührung mit dem Mutterland hat seit Jahrhunderten nicht stattgefunden, also muß jedes echte Volkslied, das heute in den Sprachinseln erklingt, auch im 17. und 18. Jahrhundert dort gelebt haben. Aber auch die Lücke, die man anderwärts im Volkslied des 17. und 18. Jahrhunderts wahrzunehmen glaubt, ist nur scheinbar: die literarischen Kreise Deutschlands haben bis auf Herder und Goethe, bis auf den Sturm und Drang und die Romantik das Volkslied verachtet, eine umfassende, planmäßige Sammeltätigkeit setzt erst tief im 19. Jahrhundert ein, und die ungestümen Vorläufer dieser Sammler, die Straßburger Studenten um Herder, dann Bürger, Arnim und Brentano werden zu ihrer Zeit als die größte Merkwürdigkeit begrüßt, erst verspottet, dann angestaunt. Goethe selbst hält diese Stimmung

<sup>109</sup> Anzeiger für deutsches Altertum 33 (1909) 199.

in einer oft angeführten Stelle seiner ‚Claudine von Villa Bella‘ (1775) fest, an der er Gonzalo, den Vertreter des älteren Geschlechts, die Wendung der Jüngeren zum Volkslied billigen, aber als etwas Unglaubliches bezeichnen läßt, unglaublich nach all der präziösen Unnatur der nächst vorangegangenen Zeit. Wir lernen daran die unerhörte Größe des Umschwungs einschätzen.

Nach dem ganzen Entwicklungsgang der Forschung darf man eine geschlossene Kenntnis des Volkslieds erst von Ende des 18. Jahrhunderts ab erwarten. Trotzdem ist aus den vorangehenden Jahrhunderten mindestens eine reiche Auslese alter Volkslieder erhalten, man darf sogar hoffen, aus jedem Jahrzehnt das beste heute noch zu besitzen, und ganz reißt der Faden seit dem frühen Mittelalter niemals ab. Von einigermaßen vollständiger Kenntnis kann man aber erst dem Volkslied der neuesten Zeit gegenüber sprechen: hier kommt, was wir wissenschaftlich vor Augen haben, der Vollständigkeit wenigstens nahe.

Kehren wir nach diesen Erfahrungen zurück zu Böckels Leitsatz: „Welt und Menschen sind anders geworden, deshalb muß das Volkslied aussterben“, so sehen wir jetzt leicht, wie der Satz zu seinem falschen Ergebnis kommt. Der Schluß ist falsch gezogen, er sollte lauten: „Welt und Menschen sind anders geworden, deshalb mußte auch das Volkslied anders werden“. So zurechtgerückt, stimmt denn auch der Satz durchaus zu unserm Befund: die Schriftsprache ist unter den veränderten Bildungs- und Verkehrsverhältnissen in raschem Vordringen begriffen, darum wird die Mundart auch im Volksgesang zurückgedrängt. Die Einwanderung von Liedern gebildeter Verfasser in den Volksmund ist durch Schule, Vereinsleben, Buchdruck und Buchhandel, Eisenbahn und Einfluß der großen Städte erleichtert, der Schritt von der Bildungswelt zum Volk wird von Jahr zu Jahr kürzer, die nötigen Veränderungen vom Kunstlied hinüber zum Volkslied werden damit unbedeutender und schonender. Das Volk liest mehr Bücher als früher, damit werden die Quellen, aus denen neuer Stoff in den Volksgesang einströmt zum Ersatz des Verlorenen, mehr und mehr literarisch, die Ansprüche an den Inhalt werden größer, auch die Melodien können sich leichter einmal von der strengen Schlichtheit entfernen, die sonst Gesetz war. Dabei kann wohl der Hauch des Kindlich-Naiven hie und da verloren gehen, dafür fällt aber ein Schimmer neuer Geistesbildung auch über das Volkslied

der Neuzeit und zugleich doch auch ein starker Zuwachs an Gefühlsnahrung. Daß weniger Gefühlsinhalt im Volksleben der Gegenwart stecke als in den früheren Zeiten, ist darum nicht zuzugeben. Auch darin liegt der Unterschied nicht, daß etwa die Äußerung des Gefühlslebens sparsamer geworden wäre: angesichts der sozialen Fürsorge und der werktätigen Nächstenliebe unserer Tage ist eine solche Deutung unmöglich. Aber so viel ist richtig: ein sehr viel größerer Teil dieses Gefühlslebens als sonst sucht sich einen anderen Ausdruck als im Volkslied. Es drängt mehr auf die Tat hin als auf Worte, und soweit es an Worte und literarische Form gebunden bleibt, nimmt das gedruckte Buch dem gesungenen Lied einen Teil seines alten Raums weg. Mit der Kunde des Lesens nimmt auch die Freude daran zu, die Sangeslust ab. Die Volksbücherei wirkt hier entschieden dem Volkslied entgegen. Vernichtet wird aber durch all diese sachliche, ja sympathische Gegnerschaft das Volkslied nicht. Stets erwächst aus der neuen Gefühlsnahrung auch im Lied neuer Gefühlsausdruck, es kann reicher und edler werden dadurch. Wo aber der Boden härter und realer geworden ist, da wird auch das Volkslied mehr Wirklichkeitsgehalt gewinnen, vielleicht auch einmal an Feinheit und Zartheit gegen früher verlieren. Umgestaltung des Volkslieds ist überall zuzugeben, sterben wird es darum nicht.

Umgestaltung ist nun auch noch in einem weiteren Sinn vorhanden, in den Melodien. Die Zeiten sind selbst auf dem Dorfe vorüber, wo die Weise des Volkslieds neben dem sonntäglichen Kirchengesang die einzige Musik war, die den Leuten zu Ohren kam. Ausläufer der modernen Musik erreichen in allen Formen auch den Landbewohner — ob wertvoll oder wertlos, sie beeinflussen seinen Geschmack. Ob sie sein Gehör verfeinern oder vergrößern, jedenfalls machen sie ihn anspruchsvoller, als er vor dem war. Die alte schlichte Kost der Volksweisen wird ihm sad — die Tugend haben ja die schlechtesten Melodien aus Operette und Tingeltangel, daß sie sich zierlich und gewandt dem Ohr einschmeicheln. So verlangt das verwöhnte Ohr sinnfällige Weisen auch vom Volkslied. Die Auswahl, die die Leiter unserer Gesangsvereine treffen, wenn sie Volkslieder singen lassen, geht ganz unverkennbar in dieser Richtung. Solche Vorbilder bestimmen dann aber auch wieder das Glück, das ein Lied im Volk macht. Dadurch bekommen prickelnde und schmachtende Weisen zweifellos einen Vorsprung vor der echten Schönheit, die ihrem Wesen nach

unaufdringlich ist, die aufgesucht und still genossen sein will. Böckel hat gewiß recht, wenn er von einer Vergröberung des Gehörs in diesen Dingen spricht und sie der überhandnehmenden Kurzsichtigkeit parallel setzt. Aber gerade weil hier Kultureinflüsse von maßgebender Seite her unverkennbaren Einfluß haben, kann man auch hoffen, dieser Entartung wieder Herr zu werden, man muß eben nur diese Einflüsse verständig wirken lassen, statt planlos und mit falscher Nachgiebigkeit gegen einen solchen Geschmack. Mindestens ist hier eine der wenigen Stellen, wo dem Volkslied mit Kunstmitteln geholfen werden kann.

Damit sind nun die neuzeitlichen Feinde des Volkslieds im einzelnen alle schon angedeutet: die Großstadt mit Fabrik, Operette und Tingeltangel, die Schriftsprache mit Schule, Volksbücherei und Gesangverein, das Dorfwirtshaus mit städtischem Ehrgeiz, Grammophon und sanglosem Rundtanz, nicht zuletzt die Polizei, die Fensterln, Spinnstube und Gesang auf der Gasse verbietet und die jetzt auch die Macht hat, ihre Verbote durchzuführen. Über diese Einzelgegner hinaus bleibt aber die weitaus gefährlichste Feindin die gemeinsame Stimmung der Neuzeit: die Not des Lebens und die atemlose Arbeit fern von der Natur und den frischen Quellen aller Dichtung. Es springt auch in die Augen, daß die Mittel unzulänglich sind, die aus dieser heutigen Welt heraus erfunden und etwa von oben her verordnet oder begünstigt werden, dem Rückgang des Volkslieds zu steuern. Wenn Bildungsvereine die Volkslieder aufnehmen, kunstgemäß in Noten gesetzt mit überarbeiteten Texten drucken lassen und dann das ganze säuberlich ins Volk zurückleiten, wenn Männergesangvereine und Frauenquartette „Volkslieder“ vierstimmig singen, so ist das alles leider kein Volkslied mehr. Eher im Gegenteil: es ist geeignet, das alte schlichte Volkslied neben der jungen stolzen Schwester einfältig und verächtlich erscheinen zu lassen, hinfällig wie die Glockenblume neben der ehernen, stolzen, gegossenen Glocke. Das Bild läßt sich noch weiter durchführen: man kann eine Glocke aus Erz gießen wie man will, aber immer nur in starre Form, sie wird stets im gleichen Ton erschallen. Man kann sie umgießen, aber immer nur in gleiche Starrheit. Die lebendige Glockenblume ist von innen heraus und von außen hinein in steter Wandlung begriffen, ihre Formen sind nicht starr und keinen Tag genau die gleichen. Die Entwicklung hier ist kein Umgießen aus alter Starrheit in eine neue, es ist vielmehr ein Entstehen,

Anschwellen, Erblühen und Schwinden, leise und langsam, unaufhaltsam und ohne jede Möglichkeit eines Eingreifens. Was hier verwelkt, ist rettungslos dahin, keine Menschenhand kann es wieder aufbauen. So wird auf dem Boden der Schriftsprache und der Großstadt niemals ein echtes Volkslied von neuem gedeihen. Der Zug der Bevölkerung in die Stadt ist ihm verderblich: der Mann vom Dorf gibt mit der ländlichen Heimat meist auch den heimatischen Gesang auf, und der Zug der Städter aufs Land kann diese Wirkung nicht ausgleichen. Im Gegenteil: wo der Sommerfrischler allzu zahlreich auftritt, da wagt sich der örtliche Volksgefang nicht mehr hervor, oder er wird in unechte Form gezwungen. So ist dieser Zug aufs Land vielmehr aufs neue eine Bedrohung des Volksgefangs.<sup>110</sup>

Die Hauptfeinde im Gesang selbst bleiben aber doch Kunstlied und Gassenhauer. Und mit dem Namen dieser beiden ist zugleich auch schon ausgesprochen, daß die Vernichtung des Volkslieds keine vollkommene sein kann. Denn die beiden dringen nicht überall hin. Darum kommen jene Pessimisten notwendig zu falschen Schlüssen, die ihre Erfahrungen vorschnell verallgemeinern. Die Großstadt ist schon verloren, und die verkehrsoffene, gewerbereiche Tiesebene mag nicht zu retten sein, aber Dorf und Bergland sind dem Volkslied größtenteils sicher, dort hat es gute Wege mit seinem Untergang. Wir sehen es, namentlich in Süddeutschland, in Teilen der deutschen Schweiz und vor allem in Österreich kräftig gedeihen, wir finden es überall in den Alpen bei vollem Leben, als lebendige Stegreifdichtung, die sich täglich erneut — so recht im Gegensatz zu jener Auffassung, die seine produktive Zeit vorbei sein läßt.

Weit über das literarische Interesse am Volkslied hinaus beansprucht die Frage nach seinem Schicksal in der Gegenwart Bedeutung und Anteil. Es gibt Gebiete, wo allein im Volkslied die deutsche Sprache rein erklingt. An der unteren Wolga liegen deutsche Siedlungen: die Amts- und Kirchensprache dort ist russisch, der dörfliche Verkehr vollzieht sich in der Mundart, die in ihrer Sonderentwicklung keine lebendige Bindung mit dem großen Vaterland ermöglicht; einzig im Volkslied hält das Völklein die hochdeutsche Sprache fest. Wieder darüber hinaus weist eine andere Gedankenreihe. Man hat Leben und Vergehen des Volkslieds als Anzeichen für Gesundheit und Siechtum unseres Volkskörpers

<sup>110</sup> Karl Vorejsch in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 77 S. 193.

genommen und diese Auffassung durch Analogien aus der Welt des organischen Lebens zu stützen gesucht. Ein Bild legt sich da besonders nahe: der kranke Vogel singt nicht mehr, und dem abgerichteten verdirbt man seine angeborene Weise. So greifen Wunsch und Sehnsucht, unser Volk gesund und froh zu sehen, in unsere Frage ein, und zugleich zeigt sich wieder die Neigung störend, die Geltung von Einzelbeobachtungen zu verallgemeinern, Notwendigkeiten und Zusammenhänge herzustellen, wo Schicksale walten und Folgen aus ganz verschiedenen Kausalreihen nebeneinander zu stehen kommen. Denn gewiß sind Blüte und Welken des Volkslieds Anzeichen, aber doch für viel verwickeltere Vorgänge, als daß sie sich durch Schlagworte wie gesund und krank treffen ließen. Staatliche, soziale, wirtschaftliche Rückständigkeit vertragen sich recht gut mit hoher Blüte des Volkslieds, und schon bei unseren europäischen Nachbarn sind Beispiele dafür zur Hand. Südslaven, Albaner, Finnen haben mehr Volkslieder als Franzosen, Holländer, Engländer. In national gefährdeten Außengebieten des Deutschtums steht es besser um das deutsche Volkslied als im Reich, in dem es den Deutschen in anderer Hinsicht zweifellos besser geht. Umgekehrt läßt sich für das Deutschland der Zukunft eine Entwicklung denken, die sich mit einer Blüte des Volkslieds schlechthin nicht verträgt, dabei aber durchaus folgerecht und notwendig, gesund und für das Ganze des Volks erfreulich wäre. Zwischen beiden Erscheinungsreihen, der geschichtlichen und der literarischen, herrschen Zusammenhänge, aber sie grob äußerlich auf eine enge Formel zu zwingen und dafür Notwendigkeit zu beanspruchen, wäre falsch. Wir würdigen die wunderbar mannigfaltigen, überall in Fluß befindlichen Zustände der Gegenwart wie sie sind, wir freuen uns der Blüte des Volkslieds, wo wir es bei gutem Leben finden, wir hüten uns aber vor Verallgemeinerungen, vor Schwarzseherei und irreführenden Schlüssen, wo wir es absterben oder in unerfreuliche Bahnen abbiegen sehen.

Zum Schluß muß doch noch gefragt werden, wie der Irrtum vom Untergang des Volkslieds hat aufkommen können und namentlich, wie er so hat erstarken können, daß er eine Weile das ganze landläufige Schrifttum über den Gegenstand und einen guten Teil der Forschung beherrscht hat. Es ist im Vorübergehen schon erwähnt worden, daß ein gewisser Alterspessimismus der beteiligten Forscher Schuld daran hat. Das Volkslied ist wahrhaft

lebendig nur im Munde der Jugend — trotz allen Berufungen auf die „ältesten Mütterchen“. Böckel hat den Untergang des Volkslieds behauptet erst in den Jahren, in denen „die Haare ergrauen“, wie er selber sagt. Auch die anderen Schwarzseher (vom jungen Goethe und Herder immer abgesehen) waren meist ältere Herrschaften, die selbst nicht mehr sangen, die der singenden Jugend innerlich schon fern standen, von ihr keine neuen Lieder mehr lernten und schon von daher zu der Meinung kommen konnten, der Volksgesang sei im Niedergang begriffen.

Viel wichtiger als dieser äußerliche Grund ist ein innerer: die Unsicherheit über den Begriff des Volkslieds. Der eine meinte unter Volkslied das Einzelliied (so Neocorus): das sah er untergehen und sprach das aus. Der andere, der solche Äußerungen aufnahm, verstand unter Volkslied die Gattung, die aus der Summe der Einzellieder sich ergebende Gesamtheit, und gelangte damit notwendig zu seinem Irrtum. Denn das einzelne Lied stirbt beständig und notwendig ab: wenige Lieder bringen es auf hundert Jahre oder mehr. Sie teilen damit nur das Los alles Schrifttums, und gewiß wäre es unbillig, vom Volkslied zu erwarten, was keine Gattung der Dichtung leistet. Wenn aber für die absterbenden alten Lieder beständig neue nachwachsen, ist die Gattung als solche nicht bedroht. So ist es notwendig, daß jeder seinen Begriff vom Volkslied genau umschreibt, damit er nicht am ändern vorbeiredet. Es ist wie in der Schule: es gibt junge Jahrgänge und alte, manchmal sogar sehr alte. Aber einmal gehen sie doch ab. Es ist aber deshalb noch niemand eingefallen, das Aussterben der Schule weissagen zu wollen, denn es kommt ja immer neuer Nachwuchs. So mag auch im Volkslied die Einzelerrscheinung schwinden, aber die Gattung erhält sich um so lebenskräftiger, denn die Abgänge werden stets durch Neuaufnahme ersetzt.

In dieser Beobachtungsreihe liegt zugleich eine Lehre für die Volksliedforscher. Wenn die Gattung von unverwüßlichem Leben ist, so dürfen wir darum doch nicht säumig sein, die Einzellieder unserer Tage aufzuzeichnen und festzuhalten, denn die fließen unaufhaltsam dahin. Solange man an den Untergang der Gattung glaubt, hat das aufgezeichnete Einzelliied gewiß hohen Wert, aber doch einen Wert von rein geschichtlicher Geltung: es trägt dazu bei, ein dem Untergang zueilendes Zeitalter geschichtlichen Lebens aufzuhellen, das sich vom lebendig Bestehenden loslöst und darum

geschichtlichen Anteil beansprucht. Wir dagegen, die wir an die lebendige Dauer der Gesamterscheinung glauben, nehmen am Einzellied darüber hinaus lebendigen Anteil. Im Licht dieser Auffassung wird das im Druck aufgefangene und damit für die Nachwelt gerettete Einzellied für uns noch etwas ganz anderes als ein geschichtliches Zeugnis: es wird ein Schlüssel zum Verständnis unserer literarischen Gegenwart, ein unentbehrlicher Bestandteil des geistigen Lebens um uns her. In dieser Auffassung wird selbst das flüchtige Einzellied unvergänglich: wenn es selber längst aus dem lebendigen Volksgesang verschwunden ist, lehrt es uns verstehen und recht schätzen, was rings um uns her in vollem Leben Verständnis verdient und verlangt.